

Kirche, Kunst und Literatur

Rückblick auf zwei Tagungen

Im Verhältnis von Kirche und Kunst scheint im deutschen Katholizismus während der letzten Monate etwas in Bewegung gekommen zu sein. Deutlichstes und in der Öffentlichkeit am meisten beachtetes Zeichen dafür war zweifellos die vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken am 26. und 27. März in Bonn veranstaltete Tagung „Kirche, Wirklichkeit und Kunst“ (vgl. HK, Mai 1979, 272). Daß das Thema offensichtlich irgendwie in der Luft liegt, zeigte sich, als die Katholische Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart wenig später zu einer Begegnung von Künstlern und Theologen nach Stuttgart-Hohenheim einlud. Beiden Tagungen lag eine Einschätzung der gegenwärtigen Situation des Verhältnisses von Kirche und Kunst zugrunde, die nicht nur weithin geteilt wird, sondern wohl auch der Wirklichkeit entspricht: Es war die Rede davon, daß der Graben zwischen Kunst und Kirche noch nie so groß gewesen sei wie heute, daß das Verhältnis beider zueinander von Ratlosigkeit geprägt sei, daß solche Begegnungen ein Wagnis darstellten. Die Gründe dafür sind vielfältiger Natur und liegen auf sehr verschiedenen Ebenen, was Klärungsversuche entsprechend kompliziert macht.

Einerseits mußte man nach dem Ende der letzten Ausläufer von traditioneller „christlicher Literatur“ oder „christlicher Kunst“ ernüchert zur Kenntnis nehmen, daß die literarische und künstlerische Entwicklung der Moderne sich in einem Raum jenseits kirchlich-theologischer Vorgaben und Interessen abspielte. Andererseits war die Kirche in der nachkonziliaren Umbruchsituation mit so vielen grundlegenden Fragestellungen und Problemen befaßt, daß der Bereich Kunst, wenn überhaupt, dann nur am Rand, ins Blickfeld treten konnte. Daß das für die Kirche in der Bundesrepublik zutrifft, zeigt die Arbeit der Gemeinsamen Synode: im Sachregister der Gesamtausgabe der Synodenbeschlüsse fehlen die Stichwörter „Kunst“ und „Literatur“. Dieses durch persönliche Schwierigkeiten von Künstlern und Literaten mit der Kirche noch verstärkte Auseinanderdriften läßt sich nicht dadurch auffangen, daß in Verkündigung und Theologie literarische Texte und Kunstwerke bloß selektiv rezipiert oder für religiöse Zwecke funktionalisiert werden. Ebenso wenig kann sich aber die Kirche aus der Auseinandersetzung mit der Kunst ganz davonstellen: nicht nur deswegen nicht, weil sie früher einmal die „Mutter der Künste“ war, sondern vor allem deshalb nicht, weil zur gegenwärtigen Wirklichkeit unverzichtbar auch ihre Brechung und Spiegelung in der Kunst gehört.

Daraus ergeben sich *zwei Schwerpunkte* für einen neuen

Gesprächsgang: einmal der Versuch, gegenseitige Vorurteile abzubauen und gleichzeitig Forderungen aneinander zu verdeutlichen; zum anderen die Suche nach einer tragfähigen Verständigungsebene, auf der sowohl das jeweilige Eigengewicht von Kunst und Kirche wie die beiden gemeinsamen Anliegen und Interessen zum Tragen kommen können. In Bonn wie in Stuttgart wurden auf jeweils unterschiedliche Weise beide Schwerpunkte aufgegriffen.

Erfahrungen der Künstler mit der Kirche

Die Tagung des Zentralkomitees ging in zwei Schritten vor: zunächst eine breit aufgefächerte Bestandsaufnahme durch Erfahrungsberichte, dann eine Podiumsdiskussion zum Thema: „Braucht die Kirche den Künstler? Braucht der Künstler die Kirche?“ Die Antworten, wie sie während der Tagung implizit oder explizit versucht wurden, machten deutlich, daß sich unter dem Generalthema Kirche und Kunst sehr stark divergierende Teilfragen verbergen. Der Bogen spannt sich dabei von der grundsätzlichen Frage nach dem gegenwärtigen Selbstverständnis von Kunst wie von Kirche über allgemeine Probleme kirchlicher Auftragskunst bis hin zu konkreten Fragen nach der künstlerischen Ausgestaltung von Kirchenräumen oder liturgischen Feiern. Wo es solche direkten Kontakte der Künstler zur Kirche als Auftraggeber gibt, verlagert sich notwendig die Fragestellung: Es geht nicht mehr darum, ob die Kirche den Künstler braucht, sondern darum, welchen Spielraum sie ihm läßt.

Daß hier das Spektrum nicht zu stark eingengt wurde, dafür sorgte das Eingangsreferat des Kölner Malers *Georg Meistermann*. Seine Verhältnisbestimmung von Kunst und Kirche ging von einer klaren Grenzziehung aus: Kunst gehört immer ins Pro-Fanum der Kirche, ist aber gerade in ihrer Eigengesetzlichkeit für diese unersetzbar. Kunst, so Meistermann, sei auf „Wahrhaftigkeit der Sinne“ aus, deshalb dürfe es in der Kirche keinen Kitsch geben, keine „Unterhaltungsmalerei“ und kein bloßes „Kirchen-Design“. Wenn Glaube und Kirche den Mut haben, sie selber zu sein, dann brauchen sie die Wahrhaftigkeit der Kunst, die die Herrlichkeit Gottes wie die Not des Menschen darstellt.

Für die Eigenständigkeit der Kunst plädierte auch der Maler und Bildhauer *Emil Wachter*, allerdings mit einem anderen Akzent. Er sieht die Verbindung von Kunst und Kirche darin, daß die Kirche „Mutter der Bilder“ sei. „Und wer als Künstler im Raum oder Umkreis der Kirche arbei-

tet, der braucht sie nicht nur als diese Mutter, sondern er atmet sie, ob er es weiß und zugibt oder nicht.“ Anstelle der Trennung von Heiligtum und Pro-Fanum, also der Verweis auf die Kirche als Quelle, an der sich Kunst orientieren muß. Diese positive Zusammenschau schloß Kritik keineswegs aus. Wachter zufolge ist die unverzichtbare Arbeit des Künstlers für die Kirche heute von zwei Seiten bedroht. Zum einen werde die im kirchlichen Auftrag geschaffene Kunst vom „etablierten, staatlichen oder kommunal getragenen Kunstbetrieb“ so gut wie nicht zur Kenntnis genommen. Dieser Vorwurf wurde auch in anderen Beiträgen während der Bonner Tagung immer wieder laut. Der Kirche warf Wachter vor, Kunst häufig nur zu gebrauchen, sie einseitig zu *funktionalisieren*. „Die Kirche kann aber nur Bestleistungen erwarten, wenn sie die Kunst als vollwertige Partnerin und Mitarbeiterin versteht, die etwas Unverzichtbares beiträgt.“

Aus der Sicht des Architekten stellte *Justus Dahinden* vergleichbare Forderungen. Sein Grundpostulat, ungefähr Wachers Rede von der Kirche als Mutter der Bilder entsprechend, wies auf eine „Grunderwartung“ hin, die kirchliche Bauleistungen zu erfüllen hätten. Das bedeutet wiederum Absage an das bloße Funktionsdenken und an die totale Adaptation: der *Kirchenbau* ist vielmehr notwendigerweise „Bestandteil einer religiös motivierten Gefühls- und Empfindungswelt“. Seine Eignung erreicht der Kirchenbau deshalb nur dann, wenn er zwischen Tradition und Moderne verbindet. „Ich verstehe die kirchliche Bauleistung als ein Bildversprechen, das jeder verstehen muß, damit es zu einer hilfreichen Stufe im Prozeß unserer auf Religion bezogenen Umweltaneignung wird.“

Stärker auf der Tradition lag das Gewicht im Referat des Kirchenmusikers *Bertold Hummel*, der einen problematischen Verfall der anspruchsvollen Kirchenmusik glaubte feststellen zu können. Auch er wandte sich gegen die Vorherrschaft des Nur-Brauchbaren in der Liturgie und plädierte außer für die große kirchenmusikalische Tradition von der Gregorianik bis zur Klassik für einen Neuanfang durch „schöpferische Kräfte, die auf der Höhe der Zeit stehend, bereits zu einer Meisterschaft, zu einer Gültigkeit der Aussage gefunden haben“. Dabei kritisierte er die gegenwärtige Verarmung der Liturgie – hier von *Hans Maier* sekundierte, der das „gettohafte Liturgieverständnis“ im Gotteslob monierte – und die mangelnde Anstrengung der Kirche als Mäzen im Bezug auf musikalische Qualität.

Im Unterschied zur bildenden Kunst und zur Musik wird die Literatur von der Kirche nicht direkt „gebraucht“. Damit entfallen zwar einige Reibungsflächen, gleichzeitig fehlen aber auch Verbindungslinien, die ein Gespräch erleichtern könnten. Als prominentester Vertreter der Gegenwartsliteratur war *Heinrich Böll* in Bonn anwesend; das Statement zu diesem Problemkreis hielt der Münchner Schriftsteller *Herbert Rosendorfer*. Seine Hauptthese: „Das Verhältnis der Kirche zur Literatur ist schlecht, war schlecht und wird immer schlecht bleiben.“ Zur Begründung dieser These argumentierte er zunächst historisch, dann mit einer grundsätzlichen Überlegung.

Wichtiger als sein Hinweis auf den protestantischen Charakter der deutschen Literatur seit dem 18. Jahrhundert, ein Thema, das inzwischen fast nur noch als historisches von Interesse sein dürfte, war seine Gegenüberstellung von Literatur und Kirche unter den Begriffen Ordnung und Unordnung: „Die Literatur lebt und kann nur leben von der geistigen Unordnung, das heißt: indem sie die bestehende Ordnung bezweifelt.“ Natürlich sind solche bewußt vorgenommenen Verallgemeinerungen problematisch – Rosendorfers These wurde auf der Tagung vor allem durch *Heinrich Böll* widersprochen –, er dürfte aber dennoch den Finger auf eine offene Wunde gelegt haben: „Unter anderem, die Kirche verwechselt ständig die Literatur, als die Anschauung von Realität, mit der Realität selber. Etwas vergrößert gesagt: sie verwechselt den Schriftsteller mit dem, was er schildert.“ Auch wenn das Verhältnis der Literatur zur Kirche sicher nicht mit Notwendigkeit schlecht bleiben muß, lassen sich hier doch weit weniger als in den anderen Bereichen konkrete Anregungen für die Verbesserung eines problematischen Verhältnisses geben. Wahrscheinlich muß die Kirche erst noch viel intensiver und unvoreingenommener einer Gegenwartsliteratur zuhören, die weitgehend ohne sie auskommt.

Angesichts so verschiedener Meinungsäußerungen konnten in Bonn viele Aspekte des komplexen Themenfeldes Kunst und Kirche nur eben andiskutiert werden. Die Gespräche machten vor allem deutlich, wie viele berechtigte und unberechtigte Ressentiments das direkte Gespräch zwischen den Künstlern und der Kirche, vor allem der Amtskirche, belasten. Hier engagierte sich auf der Tagung besonders *Heinrich Böll*, dessen Erfahrungen mit dem katholischen Milieu ihn nicht daran hinderten, eine neue Zusammenarbeit von Autoren, bildenden Künstlern und Kirche zu fordern. In seinen Beiträgen wie in dem von *Josef Beuys* wurde auch so etwas wie ein möglicher gemeinsamer Verstehenshorizont in Umrissen sichtbar: es war die Rede von einem „christologischen Ansatz“, der eine umfassende Solidarität mit dem Menschen impliziert. Damit stellt sich natürlich die Frage, welche Rolle im Gespräch von Kunst und Kirche Begriffe, Symbole, Themen haben können, die längst aus ihrem ursprünglichen kirchlichen Kontext ausgewandert und künstlerisch verfügbar sind.

Auf dem Weg zur produktiven Kollision?

Lag in Bonn der Schwerpunkt bei den Erfahrungsberichten, durch die ein direkter Einstieg in die verschiedenen Problemfelder zweifellos erleichtert wurde, so versuchte man bei der Tagung in Stuttgart am 17. und 18. Mai das Gespräch zwischen Kunst und Kirche mit einem anderen Ansatz anzuregen. Künstler aus allen Bereichen von der Literatur bis zur Goldschmiedekunst trafen sich mit interessierten Theologen und Seelsorgern. Von den etwa fünfzig Teilnehmern waren etliche auch schon in Bonn mit

dabeigewesen. Den Ausgangspunkt für das Gespräch sollten vier Referate liefern, wobei sich in zwei Durchgängen jeweils ein Künstler und ein Theologe äußerten. Zunächst sollte es um das Problem des Schöpferischen gehen, im zweiten Durchgang war die Frage nach der Autonomie des Kunstwerks zu beleuchten. Dabei standen den stark persönlich geprägten, das eigene Schaffen interpretierenden Statements der Künstler klar gegliederte und begrifflich präzise argumentierende Referate der Theologen gegenüber, was das Gespräch nicht gerade erleichterte. Man hatte in der Diskussion oft Mühe, die theoretischen Perspektiven mit den Aussagen der Künstler zusammenzubringen.

Im ersten Gesprächsgang gab der Maler *Hans Gottfried von Stockhausen* ein engagiertes Plädoyer für ein Zusammenwirken von Kunst und Theologie auf der Grundlage des Verständnisses von „Bild und Wort als Selbstoffenbarungen des Göttlichen“. Er wandte sich gegen das Bild des Künstlers als Gesellschaftsveränderers wie das der Kirche als sozialer Einrichtung. Es gelte nicht, die Welt in die Kirche hereinzuholen, sondern Kunst und Theologie fielen letztlich dort zusammen, wo sich der Mensch durch die Wechselbeziehung von Wort und Bild zur Meditation führen lasse. „Wort und Bild setzt in diesem Zusammenhang eine unbedingte, gewollte, willkürfreie Treue dem Geglauten gegenüber voraus.“

Die Kunst der Neuzeit hat sich nicht zuletzt durch Zuhilfenahme des Schöpfungsgedankens vom Nachahmungsprinzip emanzipiert und damit ihre Autonomie zu sichern versucht. Von daher verdiente der Versuch des Tübinger Fundamentaltheologen *Max Seckler* Interesse, Kunst und Theologie über den Schöpfungsgedanken als verbindendem Element miteinander ins Gespräch zu bringen. Dabei sollte es um die „Erkenntnis einer Gemeinsamkeit gerade der ihre Eigenständigkeit währenden verschiedenen Bereiche von Kunst und Theologie“ gehen. Seckler formulierte diese Gemeinsamkeit so: Kunst und Theologie wollten durch schöpferisches Tun dem Menschen Welt geben. Auf der Grundlage einer Bestimmung von Welt als offenem, geschichtlichem Lebenszusammenhang wies er in einem ersten Schritt auf, wie literarische Kunstwerke verschiedener Epochen eine jeweils eigene Welt imaginieren. Das weltentdeckende und weltbegründende Wesen der Kunst wurde dann mit dem biblischen Schöpfungsverständnis konfrontiert: wird dieses nicht vorschnell formalisiert, kann man Gott als den „schöpferischen Macher der Welt des Menschen“ bezeichnen. Medium und Träger dieses Machens ist das Wort, aus dem nicht nur einmal am Anfang, sondern je neu Welt entsteht, bis hin zur neuen Schöpfung. Schließlich wird Gott als „auctor“ der Bibel selbst zum Schöpfer einer Wort-Welt. Daraus ergibt sich für das Verhältnis von Kunst und Theologie: Theologie und Kirche können nicht nur, sondern müssen sogar der Kunst ihr eigenschöpferisches Potential zuerkennen. Kunst ist – ohne daß sie dadurch vereinnahmt würde – ein Element des Schöpfungsprozesses, indem Gott dem Menschen durch sein Wort Welt gibt. In der Diskussion mußte

notwendigerweise versucht werden, diese gleichermaßen umfassende wie formale Vorgabe auf die konkreten Probleme hin zu verdeutlichen. Können sich Theologie und Kirche mit einer solchen formalen Parallelisierung begnügen? Wie verhält sich der schöpfungstheologische Ansatz zum Wahrheitsverständnis der gegenwärtigen Kunst? Wo bleibt hier das destruktive, anarchische Moment von Kunst?

Daraus ergibt sich unmittelbar die Frage nach dem Verständnis der Autonomie des Kunstwerks und ihrer Grenzen, die in einem zweiten Gang erörtert wurde, auch hier wieder eine Konfrontation zwischen einem Künstler und einem Theologen. Der Schriftsteller *Johannes Poethen* plädierte vehement für den „Eigensinn des Kunstwerks“. Indem er über das Entstehen eines poetischen Textes reflektierte, versuchte er deutlich zu machen, daß Dichtung keinen von außen herangetragenen Maßstäben unterstellt werden dürfe. Für ihn ergibt sich der Eigensinn des Kunstwerks aus dem Schaffungsvorgang: „Kompliziertes, unentwirrbares, faszinierendes Zusammenspiel aus Einfalt und Aufnahme, Bewegung und Verfolgung, körperlich-sinnlicher und geistig-sinnlicher Beteiligung, aus Preisgabe und Anordnung, Erleiden und Aktion. Das Zusammenspiel ist nicht lenkbar im Sinne äußerer Absichten, von Zielvorstellungen.“ Folgerichtig blieb dann zum Schluß nur die Alternative, sich entweder für oder gegen Kunst aussprechen zu müssen.

Der Fribourger Moraltheologe *Dietmar Mieth* hatte die undankbare Aufgabe, einen theologischen Fuß in diese Tür hineinzubringen. Er versuchte es mit einer scharfsinnigen Analyse des Verhältnisses von Kunst und Moral. Seine Grundthese: „Daher möchte ich mich gegen die folgenlose ‚Liberalität‘ gesellschaftlicher und kirchlicher Instanzen gegenüber dem Kunstwerk wenden und für eine produktive Kollision plädieren.“ Wenn der Kunst ihre Autonomie nicht durch Zensur beschnitten werden darf, dann bedeutet das keine „Quasi-Immunität“, die das Kunstwerk per se jeglicher kritischer Anfrage von seiten der Gesellschaft wie eben auch der Kirche entziehen würde. Ein Mittelweg zwischen bloßem Geltenlassen und schlechter Zensur läßt sich, so Mieth, durch die Analyse der spezifischen moralischen Verantwortung des Kunstwerks gewinnen, die in der „Evokation von Sinnwerten im Gemüt des Menschen“ besteht. Einerseits ist die Kirche auf diese Funktion der Kunst angewiesen, die nicht durch den bloßen moralischen Appell ersetzt werden kann, andererseits darf sie aber auch ihre spezifische Weise der moralischen Verantwortung zur Geltung bringen, indem sie z. B. die Kunst dazu provoziert, daß sie „wenigstens ein Spiel mit neuen Möglichkeiten des Menschseins provoziert und nicht nur in Wirklichkeitsdefätismus macht“. Lieferte die Analyse des Schöpferischen eine Grundlage für die theologische Anerkennung der Autonomie des Kunstwerks, so wurde mit dem Begriff der produktiven Kollision ein weiteres unverzichtbares Element ins Gespräch eingebracht: „Respekt vor der Autonomie aber darf man nicht mit Beziehungslosigkeit und Beziehungsverweigerung verwechseln.“

Das Gespräch machte allerdings deutlich, daß solcher produktiven Kollision von Kirche und Kunst noch viele Hindernisse im Wege stehen. Die Literaten meinten, daß von Kirche und Theologie Kunst immer noch vorschnell nach Inhalten und Aussagen abgeklopft und dabei formal sprachliche Aspekte vernachlässigt würden. Auch Theologen gaben selbstkritisch zu, daß Kunst weithin doch als eine Art „*ancilla theologiae*“ gebraucht und z. B. für Religionsunterricht oder Verkündigung unter bestimmten Hinsichten oberflächlich funktionalisiert würde. Vor allem *Paul-Konrad Kurz* machte sich zum Anwalt der Kunst, die gegenüber den zu schnell bereitstehenden theologischen Antworten die Fragen offenhalte. Sie mache Erfahrungen sichtbar, die erst einmal ausgehalten und nicht gleich wieder vereinnahmt werden müßten. So sei Kunst beispielsweise immer Anwalt des Eros gewesen und habe sich gegenüber der Gewalt sensibler gezeigt als die kirchliche Verkündigung. Solche Anstöße werden erst sichtbar, wenn man Literatur und Kunst ausreden läßt, ohne sie dadurch unverbindlich ästhetisch zu relativieren.

Das Gespräch soll weitergehen

Nach beiden Tagungen wurde von Veranstaltern wie auch Teilnehmern durchweg eine positive Bilanz gezogen. So meinte Hans Maier bei einer Rückschau auf die Bonner Tagung, man habe eine Phase polemischer Auseinandersetzung überwunden und einen Gesprächsfaden geknüpft. Die Begegnung habe Verallgemeinerungen und Tabuisierungen entgegengewirkt. Wichtig sei jetzt vor allem, daß das Gespräch weitergehe.

Auch auf dem Feld konkreter Maßnahmen sollen die Tagungen, denen sicher ähnliche folgen werden, nicht ohne Auswirkungen bleiben. In Bonn wie in Stuttgart wurde nicht nur versucht, Ressentiments abzubauen und eine gemeinsame Sprache zu finden, es wurden auch konkrete Möglichkeiten ins Gespräch gebracht, wie sich die Kirche in Zukunft verstärkt um die Gegenwartskunst kümmern könnte. Von Ausstellungen moderner christlicher Kunst wurde gesprochen, von Anstrengungen in Richtung Musik- und Literaturpädagogik.

Hier kann sicher auf allen Feldern noch mehr versucht und initiiert werden. Wichtig ist dabei allerdings, daß auch die grundsätzlichen Fragen, wie sie mit vielerlei persönlichen Akzentsetzungen auf den Tagungen zur Sprache kamen, weiterbedacht werden. Zunächst ist sehr deutlich geworden, wie komplex sich bei näherem Hinsehen das Problemfeld Kirche-Kunst darstellt. Nicht nur, daß Literatur, bildende Künstler und Architekten schon untereinander nur schwer eine gemeinsame Sprache finden und oft recht wenig voneinander wissen. Das Gespräch müßte darüber hinaus auch auf Bereiche ausgedehnt werden, die sowohl in Bonn wie in Stuttgart weitgehend ausgespart blieben, vor allem Theater und Film. Das Bonner Statement von *Erich Kock*, ein meditativer Erfahrungsbericht, ließ wenigstens einen ersten Blick auf das spezifische Problemfeld Film werfen.

Der Pluralismus und die Unüberschaubarkeit der gegenwärtigen Kunstszene oder literarischen Landschaft müssen natürlich auch auf das Gespräch mit Kirche und Theologie voll durchschlagen. Selbst bei den Künstlern, die grundsätzlich mit der Kirche solidarisch sind und bewußt zwischen künstlerischer Individualität und kirchlich-theologischen Ansprüchen zu vermitteln suchen, liegt oft ein Bild von der Kirche vor, das deren gegenwärtigem Selbstverständnis nur teilweise oder fast gar nicht entspricht. Theologen sind kaum mit der Art und Weise vertraut, wie Künstler über ihr Schaffen reflektieren, und stehen deren „Privatmythologien“ oft hilflos gegenüber. Andererseits haben diese ihre Schwierigkeiten mit der Sprache der theologisch-kirchlichen Insider selbst da, wo gemeinsame Anliegen besprochen werden sollen. Auch wenn man vorsichtig gemeinsame Interessen formuliert, bleiben sie so allgemein oder formal, daß sie für die konkrete Auseinandersetzung wenig abwerfen.

Je intensiver sich die Kirche auf das Gespräch mit der Kunst und mit den Künstlern einläßt, desto vielschichtiger und vielfältiger wird es auch. Die Palette der Verstehensansätze und Berührungspunkte – das haben die beiden Tagungen hinreichend deutlich gemacht – ist breit und läßt sich nicht auf einen Ansatz reduzieren. Sonst besteht die Gefahr, daß die Kirche – bewußt oder unbewußt – vor allem diejenigen Ausschnitte der literarischen und künstlerischen Produktion beachtet und rezipiert, die sich mit eigenen Anliegen oder Verkündigungsabsichten einigermaßen verbinden lassen. Dagegen bleibt für das kirchlich-theologische Interesse an Kunst und Literatur nur der Weg, zunächst einmal das ganze Spektrum gegenwärtiger künstlerischer Äußerungen aufmerksam zur Kenntnis zu nehmen und sich auch der allgemeinen Unsicherheit in bezug auf Urteils- und Bewertungsmaßstäbe auszusetzen. Die Glaubwürdigkeit nach außen setzt bei der Kirche aber zunächst eine größtmögliche *Sensibilität für die Qualität von Sprache, Bildern und Bauten* in ihrem Binnenbereich voraus, was gerade nicht bedeutet, daß sie jedem Trend nachlaufen müßte. Hier setzen ja gerade die Klagen der für die Kirche grundsätzlich engagierten und an kirchlichen Aufträgen interessierten Künstler an. Es wurde immer wieder hervorgehoben, daß das Verhältnis von Kirche und Kunst nicht nur durch den künstlerischen Pluralismus, sondern auch durch die erweiterten Möglichkeiten der Mitsprache in der Kirche komplizierter würde. Gerade darum ist es wichtig, daß die jetzt wieder neu aufgeworfenen Fragen nach der Kunst überhaupt, ihrem Verhältnis zur Wirklichkeit und ihrer Funktion für die Kirche einer größeren Zahl von Kirchenmitgliedern bewußt würden, die Verständigung und das Gespräch also nicht auf einen kleinen Kreis von Spezialisten beschränkt blieben.

Schließlich kann man natürlich auch skeptisch fragen, ob denn Kirche und Theologie mit ihrem Angebot eines Gesprächs ohne Vorurteile und Scheuklappen nicht wieder einmal zu spät komme. So hat z. B. *Heribert Schade* in seinem Rückblick auf die Bonner Tagung (*Stimmen der Zeit*,

Juni 1979, 419–423) Zweifel geäußert, ob bei der gegenwärtigen Situation von Kunst und Kirche überhaupt noch Ansatzpunkte für ein Gespräch gegeben seien: „Ob von der Kunst oder Literatur an sich etwas zu erhoffen ist, scheint fragwürdig; denn es gibt kaum etwas, was nicht von Künstlern als ‚Kunst‘ erklärt wurde... Genauso widersprüchliche Äußerungen finden wir bei Literaten und selbst bei Theologen.“ Auch wenn man diese Skepsis nicht teilt, wird deutlich, daß übertriebene Erwartungen nicht angebracht sind. Will man die Kirche nicht doch wieder irgendwie zur „Mutter der Künste“ machen, muß man auch damit rechnen, daß das Gespräch immer wieder an Grenzen stößt. Ein neuer Frühling zwischen Kunst und Kirche ist sicher nicht zu erwarten und könnte ja auch keinesfalls herbeidiskutiert werden. Es wäre aber wirklich schon viel erreicht, wenn die Diskussion in der jetzt möglichen Offenheit weitergeführt würde. Dazu gehören si-

cher auch theoretische Perspektiven. So ist in den letzten Jahren die Diskussion über den Stellenwert von Gegenwartsliteratur und von literarischen Texten überhaupt für Theologie und Glaube neu belebt worden. Für die bildende Kunst können die Ansätze vor allem der Bonner Tagung sicher weiterbedacht werden. Solche Verstehensmodelle und Theorien dürfen allerdings nicht zum Selbstzweck werden. Wichtiger ist, daß sich Kunst, Literatur, Kirche und Theologie möglichst konkret auch dort zu Kenntnis nehmen, wo es keine unmittelbaren Berührungsfelder gibt. Keiner der Partner ist in diesem Gespräch gegenwärtig so in sich gefestigt und so seiner Sache sicher, daß er nicht von einem Mehr an „produktiver Kollision“ profitieren könnte. Wer dann wen braucht, ob die Kirche den Künstler oder auch der Künstler die Kirche – die Antwort auf solche Fragen kann man ruhig dem weiteren Gespräch überlassen.

Ulrich Rub

Länderbericht

Zwischen sozialer Verfremdung und religiösem Auftrag

Zur Lage der Religionsgemeinschaften auf den Philippinen

Die religiöse Landkarte der Philippinen ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Das Land gehört zu den Staaten mit der größten Vielfalt an Religionsgemeinschaften in Asien – Mitte der 60er Jahre waren rund 280 christliche Gemeinschaften offiziell registriert. Es ist das einzige asiatische Land, das fast ausschließlich von in Europa beheimateten Religionen geprägt ist. Und es ist schließlich das einzige mehrheitlich katholische Land Asiens. Ein Blick in die Statistik verdeutlicht dies (Stand Mai 1970, Länderkurzbericht Philippinen, Wiesbaden 1978):

Katholiken	31,169 Mill.	84,9%
Aglipayan	1,435	3,9%
Protestanten	1,598	4,4%
Moslems	1,585	4,3%
Buddhisten	0,034	0,09%
Sonstige	0,863	2,3%

(Anhänger von Naturreligionen, Konfessionslose usw.) Diese offiziellen staatlichen Angaben haben allerdings teilweise nur provisorischen Charakter. Denn verschiedentlich reichen die Erfassungskriterien nicht aus, oder aber Kirchenleitungen haben ihre Angaben beschönigt. Deshalb unterliegen gerade die Zahlen über die kleineren Religionsgemeinschaften häufigen Schwankungen. Auch im folgenden lassen sich demnach Unstimmigkeiten in den Zahlenangaben nicht immer vermeiden.

Die Katholiken als größte Religionsgemeinschaft

Das Geburtsjahr des Katholizismus auf den Philippinen ist das Jahr 1565, als die Augustiner *M. L. de Legaspi* und *A. de Urdaneta* hier ihr Missionswerk begannen. Sie wie auch bald die Vertreter anderer Orden arbeiteten eng mit der Krone Spaniens zusammen. Auf der Grundlage der Bulle „*Universalis Ecclesiae*“ Julius' II. übte der Staat ein Patronat über die Ordensmission aus, das sich nicht nur als segensreich erweisen sollte. Es begünstigte zwar die Glaubensverbreitung, erschwerte jedoch die Heranbildung eines einheimischen Klerus, denn der Priester sollte auch Vertreter der Kolonialmacht sein. Das Patronat begünstigte zudem die Vermögensanhäufung der Kirche, was der Korruption und mehr noch der Entfremdung zwischen Gläubigen und Klerus Vorschub leistete.

Als die Spanier 1898 von den Amerikanern als Kolonialmacht abgelöst wurden, erschütterte dies auch die Grundlagen der Kirche. Nicht nur, daß die Kirche durch die Trennung vom Staat jetzt erheblich an Einfluß verlor – sie geriet derart in Bedrängnis, daß sie nur durch eine gründliche Reorganisation ihre führende Position behaupten konnte. Zunächst wurden sämtliche Privilegien der Orden abgeschafft (zudem mußten sie unter staatlichem Druck fast